

PAUL CELAN – GISELE CELAN-LESTRANGE, Briefwechsel. Mit einer Auswahl von Briefen Paul Celans an seinen Sohn Eric. Aus dem Französischen von EUGEN HELMLÉ, hrsg. und kommentiert von BERTRAND BADIOU in Verbindung mit ERIC CELAN. Anmerkungen übersetzt und für die deutsche Ausgabe eingerichtet von BARBARA WIEDEMANN. 2 Bände, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2001, 590 + 614 S.

In seiner Büchner-Preisrede hat Paul Celan – oft zitiert – davon gesprochen, dass das „Gedicht heute [...] eine starke Neigung zum Verstummen“ zeige.¹⁾ Es hole „sich, um bestehen zu können, unausgesetzt aus seinem Schon-nicht-mehr in sein Immer-noch zurück“. Nie wurde daran gezweifelt, dass der Autor – so redend – von seinem eigenen Dichten spricht. Wie genau dieses durch die Charakterisierung als existentielles Ringen am Rande des Verstummens getroffen wird, lässt sich jetzt erst, nach dem Erscheinen des Briefwechsels zwischen dem Dichter und seiner Ehefrau, voll abschätzen. Es ist das beispiellose Dokument nicht nur einer außergewöhnlichen Liebesbeziehung, sondern eben auch des angesprochenen Ringens.

Celan lernte die aus einer katholischen Adelsfamilie stammende Gisèle de Lestrangé Anfang November des Jahres 1951 in Paris kennen, wo sich der Dichter nach seiner Flucht aus Rumänien und einem rund halbjährigen Zwischenaufenthalt in Wien Mitte Juli 1948 niedergelassen hatte und wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1970 seinen Wohnsitz behalten sollte. Der Briefwechsel setzt bereits Anfang Dezember 1951 ein, endet im März 1970, genau einen Monat vor dem Freitod des Dichters in der Seine, und umfasst insgesamt 737 Briefe, Karten, Telegramme und Grußbotschaften, darunter 334 aus der Feder Paul Celans. Die vorliegende Ausgabe druckt dessen Schreiben vollständig ab, darüber hinaus 343 weitere Textzeugen, neben einer großen Auswahl aus den Briefen Gisèles einige wenige des Dichters an den Sohn Eric.

Celan schreibt sich – nach Ausweis seiner Büchner-Preisrede²⁾ – vom „20. Jänner“ her, also vom Datum der Wannsee-Konferenz 1942, bei der die Nationalsozialisten die systematische Vernichtung der europäischen Juden beschlossen haben. Das heißt, und der Briefwechsel bezeugt es in erschreckender Deutlichkeit, dass die traumatische Erfahrung der Ermordung seiner Eltern und seiner Verfolgung während des Dritten Reichs unauslöschlich ist und zum irreversiblen Verlust des Vertrauens in die Mitmenschen und des Gefühls heimatlicher Geborgenheit sowie zu permanenten Angstzuständen geführt hat. Die Liebe Gisèles, die er im Dezember 1952 gegen den Widerstand ihrer Familie (vgl. II, 62) heiratet, die dem „Juden und Staatenlosen deutscher Zunge“ (II, 412), zudem mittellosen Dichter unverhohlen ablehnend begegnet, scheint ihm Rückhalt bieten zu können, ein wenig Vertrauen in die Welt einzuimpfen und ihn selbst zur Liebe zu befähigen. Dem sprachlichen Gestus einer Beteuerung wie der aus seinem Brief vom

¹⁾ PAUL CELAN. Gesammelte Werke in fünf Bänden, hrsg. von BEDA ALLEMANN und STEFAN REICHERT unter Mitwirkung von RUDOLF BÜCHER, Frankfurt/M. 1983, hier: Bd. 3, S. 197.

²⁾ Vgl. ebenda, S. 196.

14. August 1952: „Ich wäre so gerne jener, der es wagen darf, Sie zu lieben!“ (I, 29), ist allerdings das Verzweifelte ebenso wie Zweifelnde seiner Hoffnung auf Liebenkönnen und -dürfen nachdrücklich eingeschrieben. Er ist sich seiner selbst und seiner Beziehung keineswegs sicher, weshalb auch schon eine kurze Abwesenheit von Paris und von der geliebten Frau „Angst“, und „Entsetzen über diese Entfernung“ (I, 21) in ihm auslöst.

Die Liebe zu Gisèle bezeugt sich nicht so sehr in den üblichen, durchaus auch klischeehaften Beteuerungen als vielmehr darin, dass der Dichter seinen Schreiben an sie bereits ab Anfang September 1952 (vgl. I, 32) immer wieder Gedichte beilegt. Die existentielle Bedeutung seiner Poesie ist schon angesprochen worden, sie ist der Ausdruck dessen, der – gemäß einer Formulierung aus der Bremer Literaturpreisrede – „mit seinem Dasein zur Sprache geht, wirklichkeitswund und Wirklichkeit suchend“, und mit seinen Gedichten ›Herzland‹ zu erreichen hofft.³⁾ Die Briefe sind ausnahmslos in französischer Sprache verfasst, die Gedichte in deutscher. Dass der Autor die seiner Frau übermittelten Gedichte auch – wie teilweise beigefügten Vokabellisten zu entnehmen ist – dazu auserkoren hat, sie die deutsche Sprache, die Sprache der Mutter und seiner Poesie, zu lehren, kann als stärkster Beweis sowohl für seine Liebe zu Gisèle als auch für sein Ringen um ihre Liebe genommen werden. Die besondere Beziehung, die er zu ihr über seine Dichtung herstellt, überdauert auch die Krisen der Ehe, ja ist ein Zeichen dafür, dass er in seiner Frau den einzigen Rückhalt sieht.

Es ist schwierig, Gisèles Gefühle für ihren Mann zu beschreiben. Bereits ihr Brief vom 11. Dezember 1951 – es ist der erste in der vorliegenden Edition abgedruckte, zwei Schreiben sind vorangegangen – zeichnet sich nicht nur durch einen bei einer Jungverliebten wenig überraschenden hymnischen Ton aus („Ich bin noch ganz nah bei Dir, bei Deinen Liebkosungen, Deinen Augen [...]“ – I, 7), sondern auch durch Verehrung, ja durch befremdliche Unterwerfung unter den Anspruch des Dichters („Ich fühle mich Deines Lebens, Deiner Dichtung, Deiner Lieb so unwürdig“), durch ein hohes Maß an Einfühlungsbereitschaft („Ich möchte verstehen. | Ich möchte erkennen. | Ich möchte wissen“) sowie durch ein offensichtlich schon entwickeltes Bewusstsein von dessen Leiderfahrung und Verstörung („Und mein einziger Wunsch wäre es, auch Dich ganz in Frieden zu wissen“).

Vorbehaltlos und dauerhaft zu vertrauen war Celan aufgrund seiner Traumatisierung nicht imstande. Dies beweist auch der Briefwechsel mit Hanne und Hermann Lenz⁴⁾, zu denen er sich 1954 zwar gleich beim ersten Zusammentreffen freundschaftlich hingezogen gefühlt hatte, von denen er sich dann aber 1960 in der Goll-Affäre – objektiv schwer nachvollziehbar – nicht vorbehaltlos und engagiert genug unterstützt wähnte, weshalb er den Kontakt zu ihnen brüsk abbrach. In der Beziehung zu Gisèle hofft Celan, seinem Leben eine Wende geben zu können:

ich schreibe Dir, um Dir zu sagen, daß Du nicht aufhörst, da zu sein, ganz nah bei mir, daß Du mich überall hin begleitest, wohin ich gehe, daß Du diese Welt bist, Du allein, und daß sie durch Dich größer geworden ist, daß sie, durch Dich, eine neue Dimension gefunden hat, eine neue Koordinate, die ihr zu gewähren ich mich nicht mehr durchringen konnte, daß sie nicht mehr diese unerbittliche Einsamkeit ist, die mich fortwährend dazu zwang, niederzureißen, was sich vor mir auftürmte, verbissen über mich selber herzufallen – denn ich wollte gerecht sein und niemanden schonen! – damit sich vor Deinem Blick alles ändert, ändert, ändert. (I, 11)

Diesen zerstörerischen Zwang, den Celan in diesem Brief vom 28. Jänner 1952 an sich diagnostiziert, kann er nicht nur nicht dauerhaft überwinden, er wird sich vielmehr – insbesondere durch die Goll-Affäre – steigern. Zwischen Ende 1962 und seinem Freitod im April 1970 muss er – wie in der vorliegenden Edition erstmals dokumentiert wird – nach mehreren psychischen

³⁾ Ebenda, S. 186.

⁴⁾ Vgl. PAUL CELAN; HANNE und HERMANN LENZ, Briefwechsel, hrsg. von BARBARA WIEDEMANN in Verbindung mit HANNE LENZ, Frankfurt/M. 2001.

Zusammenbrüchen, zwei gewalttätigen Übergriffen auf seine Frau und den Sohn Eric sowie zwei Selbsttötungsversuchen Aufenthalte in verschiedenen psychiatrischen Anstalten verbringen. Gisèle kämpft um ihn und steht bis zuletzt treu (bezeichnenderweise ist „standhalten“ ein Leitwort ihrer Briefe) und mit rührendem Mitgefühl (vgl. etwa I, 554) zu ihm. Dennoch muss sie auf der dauerhaften Trennung bestehen, um sich und Eric zu schützen. Je „unerbittlicher“ Celan von der Einsamkeit ergriffen wird, desto verzweifelter versucht er sich an der Liebe zu Gisèle festzuklammern: „Aber wir sind gezeichnet, Sie und ich. Trotzdem kommen wir bereits wieder hoch“, so hofft er im August 1965 (I, 242). Und noch im Mai 1966, während seines zweiten Klinikaufenthaltes, glaubt er an die Beziehung: „Meine so tief verletzte Liebe, | Meine unverwundbare Liebe, | von ganzem Herzen spreche ich zu Ihnen, ich umgebe Sie mit Schweigewörtern, ich umschlinge Sie mit meinen Armen, ich vereine uns um unseren Sohn“ (I, 394).

Wie in diesen so schlägt in den meisten Briefen Paul Celans die Hoffnung durch, in ein ruhiges Leben mit Gisèle und Eric und in den Arbeitsalltag des Unterrichtens an der École Normale Supérieure zurückzufinden. Bestärkt wird diese Zuversicht durch ein gelungenes gemeinsames Projekt, die Veröffentlichung des Bandes ›Atemkristall‹, eines Zyklus von 21 Gedichten Celans mit acht Radierungen von Gisèle⁵⁾, und die Erwartung weiterer produktiver künstlerischer Zusammenarbeit. Dennoch finden sich allerdings sehr bald auch erschreckende Dokumente des angesprochenen Zerstörungsprozesses, wie der verzweifelte Aufschrei des Internierten vom 31. Jänner 1966:

Ich mache – tugendsam – eine Runde durch mein Zimmer, das riesig und ebenfalls tugendsam ist, aber auch sehr hallend, was das Inartikulierte oder Para-Artikulierte angeht. (Got! Nicht damit enden!) [...] Ich mache Schluß – ich schaue Sie an | Paul. (I, 316)

Noch bedrückender als in den Briefen erscheint die Simultaneität von Liebenwollen und Geliebtwerdenwollen einerseits, von zerstörerischer Zwanghaftigkeit andererseits in den Dichtungen: „Die Liebe, zwangsjackenschön“, so beginnt ein kurzes Gedicht aus dem Band ›Faden-sonnen‹, das am 1. März 1967 während eines Aufenthaltes in einer psychiatrischen Anstalt entstand.⁶⁾ Sprachlich reduzierter, konzentrierter, aber auch verzweifelter als in diesem Vers mit seinem gewagten Neologismus ist wohl kaum einmal in deutscher Sprache – nicht einmal in der späten Dichtung Friedrich Hölderlins⁷⁾ – die Ausweglosigkeit einer Existenz ausgedrückt worden.

Celan war traumatisiert durch die Erfahrungen mit den nationalsozialistischen Verbrechen. Neue Nahrung haben seine Ängste dann bekanntlich vor allem durch die Goll-Affäre erhalten, durch die Angriffe der Witwe des Dichters Yvan Goll gegen ihn. Bereits 1952 kommt es nach Ablehnung von Celans Übersetzungen der Goll-Gedichte zu ersten Konflikten (vgl. I, 11 sowie den ausführlichen Kommentar II, 45f.), die sich dann durch die vom amerikanischen Germanisten Richard Exner ausgelösten Plagiatsvorwürfe Claire Golls zuspitzen. Barbara Wiedemann hat die gesamte Affäre jüngst ausführlich dokumentiert⁸⁾, im Briefwechsel zwischen Celan und seiner Frau wird erneut deutlich, wie tief sich der Dichter durch die Infragestellung seines poetischen Werks im Kern seiner Existenz getroffen fühlte. Er berichtet u. a. in einem Schreiben aus Frankfurt im März 1954 von dieser „niederträchtige[n] Geschichte“, die „in ihrer Schändlichkeit allzu durchsichtig“ sei, glaubt auch nicht, dass irgendjemand sie ernst nehmen könnte und ist fest entschlossen, sie zu ignorieren: „Ich denke nicht mehr daran“ (I, 40). Er wird allerdings immer

⁵⁾ Vgl. PAUL CELAN, Atemkristall, Radierungen von GISELE CELAN-LESTRANGE, Vaduz 1965.

⁶⁾ Vgl. CELAN, Gesammelte Werke (zit. Anm. 1), Bd. 2, S. 165. Vgl. dazu die Anm. zu Brief 489 vom 10. April 1967 (II, 301).

⁷⁾ Man denke etwa an die zweite Strophe des Gedichts ›Hälfte des Lebens‹.

⁸⁾ Vgl. PAUL CELAN, Die Goll-Affäre, zusammengest., hrsg. und komm. von BARBARA WIEDEMANN, Frankfurt/M. 2000.

wieder darunter leiden, insbesondere als Claire Goll anlässlich der Verleihung des Büchnerpreises an ihn die Plagiatsvorwürfe erneuert. Schließlich wird er sogar im Jänner 1967 nach einer zufälligen Wiederbegegnung mit ihr einen Selbsttötungsversuch unternehmen (vgl. II, 469f.). Zwar haben ihn zahlreiche Freunde und Kollegen wie Ingeborg Bachmann oder das Ehepaar Lenz unterstützt, seinem Empfinden nach jedoch nicht entschieden genug, so dass er sich immer mehr von seinen Mitmenschen zurückzog und seine Vereinsamung immer „unerbittlicher“ wurde.

Neben der Goll-Affäre waren aber auch der wiedererstarkende Antisemitismus in Deutschland, auf den Celan sehr sensibel reagierte (vgl. insbes. die Anm. 7 und 8 zum Brief vom 7. Jänner 1960 – II, 114f.), und seine Erfahrungen mit der Gruppe 47, die ihm mit wenig Verständnis, ja ablehnend, zum Teil auch mit antisemitischen Ressentiments (vgl. I, 60 bzw. II, 81, Anm. 3 und II, 82, Anm. 8) begegnete⁹⁾, maßgeblich an der Verschlechterung seines psychischen Zustands schuld. Sein Verhältnis zu Deutschland, wohin er der Veröffentlichungsmöglichkeiten wegen Kontakte aufrechterhalten musste, blieb – wie Briefe aus Düsseldorf im September 1955 beweisen – belastet: „ich fühle mich so fremd und verloren in diesem Land, in dem man sonderbarerweise die Sprache spricht, die meine Mutter mich gelehrt hat ...“ (I, 72) und die eben auch die Sprache seiner Dichtung geblieben ist, die er aber nicht verwechselt wissen möchte mit dem Alltagsdeutsch:

die Sprache, mit der ich meine Gedichte mache, hat in nichts etwas mit der zu tun, die hier [in Deutschland] oder anderswo gesprochen wird, meine Ängste in dieser Hinsicht, genährt durch meine Schwierigkeiten als Übersetzer, sind gegenstandslos. Wenn es noch Quellen gibt, aus denen neue Gedichte (oder Prosa) hervorsprudeln könnten, so werde ich sie nur in mir selber finden und nicht etwa in den Gesprächen, die ich in Deutschland mit Deutschen auf Deutsch führen könnte.

Dieses Land, ich mag es überhaupt nicht. Ich finde die Leute erbärmlich. Natürlich gibt es Ausnahmen, doch sie sind selten [...]. (I, 75)

Solche und ähnliche Briefstellen lassen erkennen, wie sehr die innere Zerrissenheit des Autors es ihm unmöglich machte, dauerhafte (gar freundschaftliche) Beziehungen aufzubauen und seine Isolation zu überwinden.

Die genannten und weitere interessante Einblicke, die die Veröffentlichung des Briefwechsels von Paul Celan mit seiner Frau erlaubt, macht die vorliegende Edition zu einem höchst verdienstvollen Unternehmen. Ihre eigentliche und größte Leistung liegt zweifellos in den Kommentaren. Der Herausgeber Bertrand Badiou hat auf der Basis von Notiz- und Tagebüchern des Ehepaars nicht nur in den meisten Fällen die Briefe genauestens datiert, sondern auch im Detail zahllose neue Erkenntnisse ermöglicht: die Mord- und Selbsttötungsversuche des Autors wurden schon erwähnt, über die Beziehung zu Ingeborg Bachmann erfährt man ebenso Neues wie über die Lektüre des Autors. Die Edition ist eine auch durch ausgezeichnete Register und eine sehr genaue Zeittafel gut handhabbare und weitestgehend verlässliche Fundgrube. Ganz selten sind Ungereimtheiten zu vermerken, wenn etwa das „Editorische Nachwort“ von einem „Mordversuch an Gisèle Celan durch Strangulation“ (II, 29), der Kommentar (II, 228) und die „Zeittafel“ (II, 463) jedoch von einem versuchten Messer-Attentat berichten. Ebenso ist die Übersetzung im Großen und Ganzen sehr gelungen – dass Celan allerdings das bundesdeutsche „laufen“ statt „gehen“ verwendet hätte, lässt sich schwerlich glauben. Aber das sind marginale, tatsächlich angesichts der großen editorischen und Übersetzungs-Leistung nicht ins Gewicht fallende Mängel.

Kurt Bartsch (Graz)

⁹⁾ KLAUS BRIEGLER hat das in mehreren Abhandlungen genauer dargestellt. Vgl. z. B. DERS., Ingeborg Bachmann, Paul Celan. Ihr (Nicht-)Ort in der Gruppe 47 (1952–1964/65). Eine Skizze, in: BERNHARD BÖSCHENSTEIN und SIGRID WEIGEL (Hrsgg.), Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Poetische Korrespondenzen, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1997, S. 29–81.